

Der Dornauszieher

Autor(en): **Sarasin, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 24

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24
XX. Jahrgang
1930

Bern,
14. Juni
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Der Dornauszieher.

Von Paul Sarasin.

Dem Fluße führt mein Pfad entlang,
Nichts ahnend ging ich meinen Gang.
Da hört ich, wie Knaben sich vergnügten,
Sich in die Wellen des Flusses schmiegen,
Und Unverhofftes bot sich den Blicken:
Ich sah, so glaubt mir's, mit Entzücken,
Von waldiger Buschwerkschattung umgeben,
Den Dornauszieher in schimmerndem Leben;
Wie ihr am Erzguß euch berauscht,
Hab' ich im Leben ihn belauscht,

Mit forschendem Auge und ernstem Bemühn
Einen Dorn aus der Sohle des Fußes zu ziehn.
Das Erz in seiner Codesfülle
Schien hier verwandelt zu Lebensfülle,
Und kaum der Knabe die Glieder regt,
Nur leise atmend, fast unbewegt.
Doch das Leben keine Starrheit kennt,
Ein kurz Entzücken nur war mir gegönnt,
Es besprengte ihn einer von seinen Gefellen,
Da stürzt er sich lachend in die schäumenden Wellen.

(Aus „Lyrische Gedichte“.)

Die Rose im Gesangbuch.

Erzählung von Marie Diers.

Sie wohnten im Giebel in einem kleinen Haus in einer engen Seitenstraße, die „der Flötsch“ hieß. Eine Stube hatten sie, eine Kammer ohne Licht und eine Küche unter dem Dach. Die Wohnung kostete sechs Taler im Jahr. Teuer genug. Sie mußte das Wasser herauf- und herunter-schleppen über eine steile Stiege, und wenn sie da zuviel herumpolterte, schimpften die Fuhrmannsleute, denen das Haus gehörte. Aber Hanne meinte, schöner könne nichts auf Erden sein als diese Wohnung auf dem Flötsch, und kein Glück zwischen Himmel und Erde komme dem gleich, zur Abendstunde, wenn Heinrich vom Dienst kam, auf seinen Schritt zu warten und das Essen ihm auf dem kleinen, aber zugemauerten Herde, der ihr ein Wunderding dünkte, warmzuhalten.

Mit dem Hebammenberuf fing sie vorläufig noch nicht an, obwohl sie es der Mutter versprochen und selber geglaubt hatte, daß sie es gleich tun werde. Mutter war sogar extra deswegen in der Stadt gewesen, auf ihren schlimmen Füßen, und hatte es mit dem Doktor abgeredet. Er sagte, sie hätten hier zwar eine, die er nicht herunterlegen wolle, aber sie könnten wegen der neuen Eisenfabrik hier gut und gern eine zweite brauchen.

Aber als nun Hanne Frau Landbriefträger Köhne hieß, meinte sie, das eile ja nicht so, und sie müsse sich erst hier einarbeiten. Und ihr Mann sagte: „Das laß man gefälligst bleiben. Ich habe das Junggesellenleben satt. Wenn ich nach Haus komme, will ich eine hübsche Frau

haben und ein fertiges Essen und eine Pfeife gestopft und warme Filtzfüßeln. Das hast du nicht nötig, daß du in der Stadt 'rumfegst und deine Hände in allen Dreck und Spieß hast. Du bist mein eigen und für mich sollst du leben und weben.“

„Joo, Heiner, dat möt id denn woll“, sagte Hanne, und es war ihr lieb und bang, wie sie nun so ganz und gar nichts mehr sein sollte als des einen Mannes Eigentum auf Gnade und Ungnade.

Ihrer Mutter kam sie dann lange nicht vor Augen und hatte ein schlechtes Gewissen, sooft sie an sie dachte. Aber sie rechnete sich dann selber vor, woher sie wohl die Zeit nehmen sollte, alle Stunde aus dem Hause gerufen zu werden, denn der Tag reichte gerade dazu, daß sie ihr klimmerkleines Reich blühblank erhielt und das Essen kochte, dazu nähte und fädte, denn, wenn sie auch mit lauter heilem Zeug von ihrer Mutter gekommen war, so hatte ihr Mann doch im ganzen nichts wie zerrissene und abgetragene Sachen unter der schönen, blinkenden Uniform. Das grämte und schämte sie sehr, und da sie kein Geld hatte, neues anzuschaffen, sollten wenigstens unten an der Leine, auf dem Grasplatz, keine zerrissenen Lumpen hängen, daß die Fuhrmanns mit dem Finger danach zeigten und es in der Stadt herumredeten.

Es war nun so, daß die einzige Tochter von Mutter Haafsch, der Selbständigen, Harten, nichts war als ein stilles, liebendes, dienendes Weib, und daß ihr alle ihre Rünfte